

Heer und Heimat



Korrespondenz für die deutschen Armeezeitungen

Verausgegeben im Auftrage des Deutschen Studentendienstes

Fernsprecher: Berlin Zentrum 8615 & 93974 Drahtanschrift: Studentendienst, Berlin

Anschrift: Berlin N.W. 7 Bauhoffstr. 7.

Deutsche Soldatenheime.

Unser Kaiser hat gesagt: „Ihr werdet zu Stahl werden.“ Laßt uns seinen diesjährigen Geburtstag, den 27. Januar 1917, unter dies Wort stellen. Wir wollen zu Stahl werden. Wir schließen uns alle zusammen, hoch und nieder, reich und arm, um mit Gottes Hilfe als ein Volk den Ring zu durchhauen, der uns umklammert und einschüren will. Wir können, wenn wir wollen. Heimat und Heer, jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau geben sich die Hände hierauf. Das ist unsere Kaisergeburtstagsfeier 1917. In der Geschichte Deutschlands und der Geschichte der Hohenzollern sind wohl noch nie Tage voll solcher Entschiedenheiten gewesen wie jetzt. Dies darf kein Deutscher veressen.

Selbstverständlich sucht ein jeder nach einem Ausdruck für diesen unberrärbaren deutschen Siegeswillen. Der deutsche Kämpfer draußen und auf der See ist zu Stahl geworden. Die Heimat schafft die gewaltige Rüste, die schimmernde und schredhafte Wehr. Aber die Heimat schwingt nicht nur den Hammer. Sie tut auch ihr Herz auf und Ströme von Liebe fließen aus diesen deutschen Herzen, um die Männer im Todeswelte fühlen zu lassen, wie hoch ihr Opfer uns wert ist. Verförperungen dieses echten, deutschen Sinnes sind die deutschen Soldatenheime und die deutschen Marineheime. In ihnen spricht die Heimat zu den Erholungsbedürftigen und Müden. In ihnen erklingt das deutsche Heimatlied, in ihnen reißt die deutsche Schwester dem deutschen Bruder Labfal und Trost. Mehr als 100 dieser Heime sind in der Elappe, an der Front, an der Meeresküste für die Unseren errichtet. Der härtere deutsche Wille und das reiche deutsche Herz und die offene deutsche Hand werden dafür sorgen, daß ferner keinem deutschen Truppenteil die Wohltat eines Soldatenheims ausbleibt.

Es soll wahr bleiben, was wir in „jenen“ Tagen sangen:

„Mit Herz und Hand fürs Vaterland!“

Dr. Gerhard Niedermeyer.

Kulturbesitz.

Von Hermann Hesse.

Erst in schwerer Lebenslage tritt der Charakter eines Menschen unbekannt zu Tage. So zeigt sich auch das Verhältnis des einzelnen zur Kultur und zum Kulturbesitz erst dann in seiner Echtheit und seinem wahren Werte, wenn die gewohnten Stützen seines äußeren Lebens gewichen oder erschüttert sind. Und man kann in Zeiten großer Prüfungen die seltsame Erfahrung machen, daß es wohl mehr Menschen gibt, welche für ideale Güter zu sterben, als solche, die für sie zu leben wissen.

Kultur, als Gegenbegriff zur Natur, ist alles das, was der Mensch über die Bedürfnisse der Stunde und des nackten Lebens hinaus an geistigen Werten gefunden und geschaffen hat, obenan die Religionen, Künste und Philosophien. Ueber alle Schwankungen der Weltgeschichte und der Völkentwicklung hinweg hat dieser ideale Besitz der Menschheit sich erhalten, bewahrt und gemehrt. Wer innerlich Teil an diesem Besitze hat, der gehört einer unzerstörbaren Gemeinschaft des Geistes an und besitzt etwas, das niemand ihm rauben kann. Wir können Gesundheit, Geld, Freiheit, Leben verlieren. Aber nur zugleich mit dem Leben kann uns das genommen werden, was wir an geistigen Werten wirklich erworben haben und besitzen.

In Zeiten der Not und des Leidens zeigt sich erst, was wirklich unser ist, was uns treu bleibt und nicht genommen werden kann. Es gibt viele, denen ein schöner Spruch aus dem Neuen Testament oder ein gedankenvoller Goethevers in guten Zeiten rechtlich und wert war, die gern einen guten Vortrag und eine gute Musik hörten, und denen doch von alledem gar nichts zu eigen bleibt, wenn Gefahr, Hunger, Sorge das Leben beschaffen. Wenn es so geht, wer an den Werten der Kultur nur den Anteil des stillen Genießers hatte und sich in der Not von diesen Werten verlassen sieht, wem mit seiner Bibliothek die geistige Welt, mit seinem Konzert-Abonnement die Musik verloren geht, der ist ein armer Mann, und ohne Zweifel hat er zu jener schönen Welt des Geistigen schon vorher nicht das echte, richtige Verhältnis gehabt.

Dem das richtige Verhältnis zu diesen Dingen ist nicht das des Genießers, er sei noch so gebildet, noch so belest, noch so fernerhaft bendandert. Der Genießer besitzt Kultur bloß so wie ein untätiger Reicher Geld besitzt — am Tage, wo er es verliert, ist er ärmer als der Bettler, dem bei seiner Armut wohl sein kann. Die Besitztümer der Kultur sind eben nicht unpersonliche Dinge, die man sich erwerben, die man einkaufen und besitzen kann. Die Musik, die ein großer Künstler unter Kämpfen und tiefen Erschütterungen seines inneren Lebens geschaffen hat, kann ich mir nicht als behaglicher Zuhörer im Konzertsaal so leichtichin zu eigen machen. Und das tiefe Wort eines Denkers oder Dichters, das aus Drang und Not geboren ist, kann ich mir nicht als träger Bücherleser im Lehnstuhl erwerben und zu eigen machen.

Im täglichen persönlichen Leben macht jeder von uns die alte Erfahrung immer wieder, daß keine Beziehung, keine Freundschaft, kein Gefühl uns treu bleibt und zuverlässig ist, dem wir nicht Liebe und Mitleben, Opfer und Kämpfe dargebracht haben. Jeder weiß und erlebt es, wie leicht es ist, sich zu verleben, und wie schwer und schön es ist, wirklich zu lieben. Liebe ist, wie alle wirklichen Werte, niemals käuflich. Es gibt käuflichen Genuß, aber keine käufliche Liebe.

Die Erziehung, die wir vom Leben erfahren, fordert von jedem, das aus einem Kinde ein Mann werden soll, die Fähigkeit der Unterordnung und des Opfern, die Anerkennung von Zusammenhängen, deren Erhaltung und Pflege wir unsere eigene augenblickliche Lust und Begierde immer wieder opfern müssen. Wir werden innerlich erwachsen und erziehen in der Stunde, wo uns diese Zusammenhänge und Gesetze anerkennen und uns ihnen nicht nur gewöhnen und aus Furcht vor Strafe, sondern gern und freiwillig fügen. Darum ist der Verbrecher, der das niemals lernt, für unsere Erkenntnis ein Zurückgebliebener und Minderwertiger. Er ist ein Kind, das das Nachsehen nur aus Furcht vor der Rute unterlassen kann, dem es nicht gelang, die wider ihn naturtrieblich zu höheren Zwecken umzuerschaffen. Ebenso wie die menschliche Gesellschaft den einzelnen nur trägt und stützt, wenn er sie anerkennt und ihr Opfer bringt, so fordert die allen Menschen und Völkern gemeinsame „Kultur“ von uns eine Anerkennung und Unterordnung, nicht bloß ein Kennenlernen, Benützen und Genießen. Sobald wir diese Anerkennung innerlich geleistet haben, erwerben wir den wahren Mittelpunkt an den Gütern der Kultur. Und wer nur ein einziges Mal einen hohen Gedanken in sich zur Tat hat werden lassen, wer je einer Erkenntnis ein Opfer gebracht hat, der ist aus dem Kreise der Genieser ausgespart und gehört zu denen, welchen ihr geistiger Besitz in jeder Lage treu und eigen bleibt. — Es ist der alte, ewige Unterschied, wie ihn etwa die Bibel zwischen den „Tätern“ und den bloßen „Hörern“ des Wortes macht. Kein Mensch ist so arm, daß er nicht einmal am Tage zum Himmel aufblicken und sich eines guten, lebendigen Gedankens erinnern kann. Und der Gesangene, der Soldat im harten Dienst, der auf dem Gang zur rauhen Arbeit einen guten Vers im Geiste wiederholt, der vor dem Einschlafen eine schöne Melodie vor sich hinsummt, der besäftigt diese schönen und tröstlichen Dinge viel inniger als jeder Verwöhnte, der sich längt in lauter Schönheiten und süßen Reizen milde gewöhnt hat. Du, der du traurig und fern von den Dainen bist, lies zuweilen einen guten Spruch, ein Gedicht, erinnere dich einer schönen Musik, einer schönen Heimatlandschaft, eines reinen und guten Augenblicks in deinem Leben! Tue es ernstlich, und das Wunder wird geschehen, daß die Stunde heller, die Zukunft tröstlicher, das Leben liebenswerter wird!

Militärbehörden und Gewerkschaften im Weltkrieg.

Organisation ist das Wesen des modernen Krieges, und die hohe Entwicklung der Organisation auf allen Gebieten gibt Deutschland das Uebergewicht in diesem Kriege. Ohne Organisation wäre die Massenbewegung der großen Heerkörper, die Munitionsvorbereitung, Verpflegung, das Sanitäts- und Feldpostwesen undenkbar, ebenso die heimische Kriegsvorgabe. Organisation war die Vorbereitung für die Umsteuerung der Friedens- zur Kriegswirtschaft und die befriedigende Lösung der Kriegsernährung scheitert vor allem an der Rückständigkeit der Organisation der Erzeuger, Händler und Konsumenten. Auch die Arbeiterorganisation hat einen nicht geringen Anteil an diesen Ergebnissen, denn ihre Organisationen von mehr als 2½ Millionen Mitgliedern waren eine vorzügliche Schule für die Erreichung großer gemeinsinniger Zwecke, in der die Arbeiterhaft zur Eingliederung, Solidarität, Disziplin und zum Staatsbürgerbewußtsein erzogen wurde. Sie haben weit über eine Million Mitglieder an das Heer abgegeben. Das ist aber nur der eine Anteil am Kriege.

Die Gewerkschaften haben sich unmittelbar in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Sie haben Millionensummen für die Kriegsvorgabe in Form von Arbeitslohnunterstützung und Unterfütterung von Familien der Kriegsteilnehmer aufgewendet, haben Reich, Staat und Gemeinden unermüdet auf die Pflicht ausdehrender öffentlicher Unterfütterungen hingewiesen und durch Erhebungen deren Unzulänglichkeit nachgewiesen. Sie haben ihre Beamten und Funktionäre der Organisation der Kriegshilfe zur Verfügung gestellt und ihre Arbeitssekretariate für den Redtschutz der Kriegsoffer. Sie nehmen teil an den Arbeiten der Kriegsbefähigten- und Kriegshinterbienen-Fürsorge, wie der sonstigen Kriegswohlfahrtspflege, sie leisten Pionierarbeit

für den Ausbau der Arbeitsvermittlung und Arbeitslohnversicherung, wie auch für die Ueberführung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft. Die Kriegswirtschaft hat ihnen vieles zu danken, so die Arbeitslohnhilfe und die Arbeitsbeschaffung am Anfang des Krieges, die Arbeitsgemeinschaften mit den Arbeitgebern, den wirtschaftlichen Bürgerfrieden, der alle Streiks zugunsten friedlicher Auslegung aller Differenzen ausschaltete, die tarifliche Regelung der Arbeitsbedingungen in den wichtigsten Kriegsindustrien, die Einsetzung von Schlichtungskommissionen, die Regelung der Heimarbeit u. a. mehr. Nur dadurch war es möglich, die hohe Anteilnahme der Arbeiterhaft an der Kriegsindustrie zu sichern und damit deren Leistungsfähigkeit zu gewährleisten. Dieser Erfolg wäre um ein Bedeutendes erhöht, wenn die Regelung der Volksernährung nicht verjagt hätte, denn die Ernährungsschwierigkeiten und die daraus folgende Verteuerung der Lebenshaltung haben die heimische Arbeiterhaft auf eine harte Geduldsprobe gestellt.

Die Militärbehörden hatten häufig Gelegenheit, die Mitarbeiter der Gewerkschaften in Anspruch zu nehmen, vor allem in der Kriegsindustrie, wo es gegenüber einem wilden Unternehmertum Ordnung zu schaffen und eine kontinuierliche Erzeugung zu sichern galt. Bei Differenzen zwischen Unternehmern und Arbeitern wandten sie sich an die Gewerkschaften, wissend, daß deren Entschieden Beachtung fanden, und daß man sich auf Vereinbarungen mit diesen verlassen konnte. Die Heeresverwaltung hatte wohl auch draußen im Felde die Erfahrung gemacht, daß die der Schule der Organisation entflammenden Soldaten zu den besten gehörten, denen man jederzeit Aufgaben anvertrauen konnte, die ein hohes Maß von Intelligenz, Geschick, Umsicht und Verantwortlichkeit erfordern. Das führte sie zu einer Wertschätzung der Arbeiterorganisation, die sich von der früheren Würdigung erheblich unterschied.

Die lange Kriegsdauer und die Heranziehung neuer Völkerschaften in den Weltkrieg erfordern eine Zielsetzung der Kriegswirtschaft, die alle früheren Zielsetzungen in den Schatten stellt. Es gilt, neben dem letzten waffenfähigen Mann auch die letzte Arbeitskraft für die Landesverteidigung aufzubringen. Das Gesetz betreffend den Vaterländischen Hilfsdienst vom 5. Dezember 1916 bringt weitgehende Beschränkungen der Arbeitsfreiheit, Freizügigkeit, des Familienlebens und der persönlichen Freiheit. Es macht den Rest der dahingeheliebten männlichen Staatsbürger zu Arbeitern im Dienste der Nation. Die Gewerkschaften, als die berufenen Organisationen der Arbeiterhaft haben in diesem Augenblicke ihre Aufgabe erkannt, die wirtschaftlichen Interessen der Hilfsdienstpflichtigen ausreichend zu wahren. Sie haben erreicht, daß bei der Heranziehung zum Hilfsdienst auf Alter, Familienverhältnisse, Wohnort, Gesundheit und bisherige Tätigkeit der Dienstpflichtigen Rücksicht genommen wird. Daß der gebotene Arbeitslohn ihnen und ihren Angehörigen einen ausreichenden Lebensunterhalt ermöglicht, daß ein Arbeitswechsel, insbesondere bei unangemessener Verbesserung der Arbeitsbedingungen zugelassen wird, und daß etwaige Streitigkeiten durch obligatorische Arbeiterbism. Angestellten-Ausschüsse und Schlichtungskommissionen ihre Lösung finden, die ebenso wie die über Betriebsfragen entscheidenden Ausschüsse paritätisch mit Vertretern der Unternehmer und Arbeiter unter militärischem Vorbehalt zu besetzen sind.

Es verdient Anerkennung, daß vor allem die Heeresverwaltung den Gewerkschaften mit weitgehenden Vertrauen entgegenkam. Sie war sich von Anfang an darüber klar, daß der vaterländische Hilfsdienst nur mit Unterfütterung der Organisationen durchgeführt werden könne, da kein Zwang eine so volle Hingabe der Arbeiter an die großen Aufgaben sichern kann, wie das durch die Organisationen gelieferte Vertrauen. In diesem Sinne erklärte auch der Leiter des neuen Kriegsamts, Generalleutnant v. Groener, in der gemeinsamen Konferenz aller Gewerkschaften am 12. Dezember 1916 in Berlin: „Ich darf wohl annehmen, daß wir uns gegenfeitig mit dem größten Vertrauen entgegenkommen, und wenn das Hilfsdienstgesetz nach dem Kriege außer Kraft tritt, wir uns die Hände schütteln und sagen können: wir haben es recht vernünftig gemacht!“ Es ist kein Zufall, daß Heeresverwaltung und Arbeiterorganisationen sich im Kriege zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden haben. Die Heeresverwaltung vertritt mit der siegreichen

Durchführung des Krieges das Gesamtinteresse der Nation und erfreut sich, soweit sie diese Aufgabe erfüllt, auch des weitgehendsten Vertrauens aller Staatsbürger. Ueberdies ist das Heer in seiner gegenwärtigen Zusammenziehung ein Volksheld geworden, das mit dem Volk aus innigster Verbundenheit ist. Die Arbeiterorganisation, als die größte Massenorganisation des Volkes, hat in ihrem Aufbau, ihrer zentralen Leitung, ihrer Disziplin und Strategie vieles Gemeinsame mit der Heeresorganisation. Sie hat aber zugleich ein reiches Maß von Erfahrung, Schulung und Kräfte, die für die bürgerlichen Aufgaben während des Krieges von hohem Wert sind, und sie besitzt einen großen Fonds von Vertrauen, das ihren Maßnahmen Nachsicht schenkt. So ergänzen sich beide auf vielen Gebieten in der wirksamsten Weise, und das sichert ihrer gemeinsamen Arbeit den unbedingten Erfolg. Natürlich hat jede auch ihre Eigenart, die durch den Krieg keineswegs ausgelöscht wird. Wenn aber das gemeinsame Wirken während der harten Kriegszeit bei beiden Teilen Verständnis für das Wesen und die Notwendigkeit des anderen Teils gewedt haben sollte, wenn von der gegenseitigen Wertschätzung auch einiges in den künftigen Frieden übergehen würde, so wäre das immerhin als ein dauernder Gewinn zu buchen.

Von Umbreit-Berlin.

Neues Leben auf einer alten Völkerstraße.

Die Donau von der Quelle bis zur Mündung in den Händen der Zentralmacht! Wie ein Sinnbild der gewaltigen Kraft des Vierbundes, ist diese Tatsache, aber auch wie ein Zeichen künftiger Neugestaltung und Größe. Aus dem Herzen Europas kommt die Donau; fast 1000 Kilometer weit geht sie durch deutschs Land, dann durch das uneres altbewährten Schwertgenossen. Aber da, an den Grenzen Oesterreich-Ungarns, hörte bislang die mitteleuropäische Eigenart der Donau auf. Das „Eiserne Tor“ war nicht nur eine geographische Stelle, sondern in gewissem Sinne auch politisch ein hemmendes Tor. Hier hatte die rumanische Antiegerchaft begonnen, die Antiegerchaft des Landes, das den ganzen Unterlauf der Donau beherrscht. Nun ist es anders geworden. Durch die Kriegereignisse sind alle Laaten, welche heute die Donau beherrschen, ein einziger Schwertbund, und die nicht dazu gehörigen Anlieger sind überwunden. Bunter geht das Leben wieder auf Europas größtem Strome und noch bewegter an seinen Ufern. Durch den Kampf auf dem Balkan ist es wieder in Erinnerung gekommen, was die Donau als Völkerstraße schon bedeutet hat, wird es uns auch mit einem Mal klar, was sie in Zukunft bedeuten kann. Ein qui Etüd Menschheitsgeschichte hat sich hier an den Ufern der Donau abgepielt. Der Donauweg war eben lange, lange einer der wichtigsten Völkerpfade vom Morgenland zum Abendland und umgekehrt. Dem großen Fluße folgte schon vor Jahrtausenden der vorerastatische Händler und ließ sich von ihm leiten weit hinein in die unerforschlichen Gebiete Mitteleuropas. Dann in der historischen Zeit drangen die Römer hier vor und nutzten den Strom teils als Grenze ihres Reiches, teils als Operationsbasis ihrer nach Osten gerichteten Veldzüge. Römische Lager erhoben sich an den Ufern, römische und asiatische Händler kamen, und Krieg und Handel schufen große Städte, reiches Leben. Politisch war damals die Donau das riesige Vorwerk, durch welches das innerlich zerfallende Römerreich sich noch generationenlang hielt gegenüber dem Druck von Norden und Osten.

Dann aber brach von Osten der gewaltige Schwall der Völkerwanderung herein und brauste durch das Donauland gen Westen und Süden. Die Goten kamen und andere Stämme und Völker folgten ihnen. Durch Jahrhunderte hindurch war nun das Donauland die große Völkerstraße für die ziehenden und kämpfenden Völker. Und selbst als die Völkerwanderung im Westen sich geseht hatte, waren dort an der Donau immer wieder noch Nachwirkungen jenes Völkererzgebirges zu spüren.

Bis zu Karl dem Großen spielte die Donau eine ganz andere Rolle im Völkereben auf der Rhein. Unter ihm erfolgt auch ein Rückstoß Mitteleuropas gegen Osten, und die Donau ist der gegebene Weg. Gegen die Avaren zieht der Kaiser. Und in jenen Tagen der Avarenkämpfe ist es gewesen, wo zum erstenmal der Gedanke auftauchte, Rhein und Donau über den Main

miteinander zu verbinden. Die schwerste Frage bei jenem Balkankrieg Karls des Großen war die Regelung des Nachschubs. Die Hauptfraktionen des Kaisers lagen am Rhein. Von da bis ins Abendland war ein ungeheurer Weg für damalige Verhältnisse. Darum wollte Karl der Große den Nachschub auf dem Wasserwege durchführen und Main und Donau miteinander durch einen Kanal verbinden, ein in jener Zeit unzulässiger Plan. Der Karls-Graben aber ist lange Jahrhunderte ein Zeuge jenes Vorhabens geworden. Jene Sturmzeit unter Karl dem Großen hat den Kanalgedanken geborn, vielleicht wird der Weltkrieg nach mehr als 1100 Jahren den Anstoß zu einer großartigen Lösung geben.

Wie dann auch später an den Ufern der Donau die Völker gerungen, wie von dort wilde Reiterhorden heranschwürmten und weit bis zum Uferlauf der Donau vordrangen, wie sie schließlich vor fast 1000 Jahren geschlagen wurden, und umgekehrt das Deutschland dort in der Ostmark wieder vorwaltete: das alles ist bekannt genug, zeigt uns aber immer wieder die große Bedeutung der Donau als einer Völkerstraße.

Und dann, um das Jahr 1000 kam jene Bewegung in Fluß, die von so einschneidender Bedeutung werden sollte, begann die Kreuzzüge. Auf allen Völkerstraßen zogen nun bunt zusammengewürfelte Ritterheere vom Abendland zum Morgenland, vorwärtsgetrieben durch religiöse, aber auch nicht minder durch politisch-wirtschaftliche Gebote. Und gleich darauf folgte der Kaufmann den Kriegsheeren, wurde die Donau wieder zur mächtigen Handelsstraße — von Deutschland nach Konstantinopel. Diese Stadt aber war der Zentralpunkt des ganzen Orienthandels bis nach Persien, Indien und dem fählichen Ägypten. Viele Dinge, die wir heute als Selbstverständlichkeiten betrachten, sind damals Donau-aufwärts zu uns gekommen. Die oberdeutschen Städte wurden reich und gelangten zu solcher Blüte. Noch erzählen uns Kirchen und Paläste in Wien, in Regensburg, in Augsburg und Ulm, in Nürnberg und an anderen oberdeutschen Städten von jenen Glanzzeiten des Verkehrs mit dem Orient. Auf dem Donauweg war dieser Verkehr am stärksten und in unmittelbarem Anschluß an die Kreuzzüge. Später trat der Donauweg an Bedeutung zurück gegenüber dem Verkehr über das Mittelmeer und die Alpen. Doch hatte der Donauhandel noch eine erhebliche Bedeutung bis zum Fall von Konstantinopel (1453). Damit war das Tor zum Orient, die hohe Pforte zwischen Abendland und Morgenland zugeschlagen; der Handel suchte neue Wege um Afrika und westwärts; Amerika wurde entdeckt, und damit nahm die ganze Weltgeschichte einen anderen Gang. Die Handelsbeziehungen zwischen den Völkern liefen nunmehr vier Jahrhunderte lang west- und südwestwärts.

Der Donauweg trat zurück; für den Handel wurde er unbedeutend. Nur militärisch zeigte sich seine Bedeutung als Völkerstraße noch wiederholt: beim Ansturm der Türken gegen Wien. Erst jetzt, nach vier Jahrhunderten, lebt neues Leben auf dort an den Gestaden der Donau. Was seit den Türkenkriegen nicht mehr gesehen war, hat Maadenen im Herbst 1915 und dann wieder 1916 getan: die Donau mit einem großen Heere überschritten. Damit scheint der Bann gebrochen, der so lange über dem großen Völkerwege rechts und links und auf der Donau gelegen. Die Völkerstraße zu beiden Seiten der Donau, welche jetzt so gewaltige Heere hin und her ziehen sieht, die so stark belebt ist durch den Kriegsverkehr, wird nach dem Kriege nicht mehr so idyllisch sein wie bisher. Ein reges Pulsen wirtschaftlichen Verkehrs wird als Folge des Krieges dort weitergehen; denn das Band, das der Kampf um Deutschland und seine Bundesgenossen geschlossen hat, von Antwerpen bis Konstantinopel, das wird auch wirtschaftlich eine neue Zeit einleiten. Rhein und Donau: das wird die Zukunftslösung sein.

Beuch, Dejerment am Volkverein M.-Stadbad.

Der Weg zur Arbeit.

Ein Januarvormorgen in Hamburg.

Wer es nicht kennt, denkt es sich schrecklich: morgens früh im Dunkeln aus dem Hause, wenn frostiger Regen durch leere Straßen segt und die schwachen Lichtstreifen weniger Laternen im Sturm über das blanke Pflaster tanzen.

Es ist aber nicht schrecklich. Man erlebt viel mehr, als wenn man unter der Lampe am Frühstückstisch sitzt und die Zeitung liest. Und man fühlt sich viel energischer und lebendiger, ganz auf der tätigen und darum auf der interessanteren Seite der runden Weltugel.

Schon daß man an den schlafenden Villen vorbeigeht, von denen nur erst die Küchenfenster hell sind und höchstens oben matt durchleuchtete Vorhänge, hinter denen Schulfinder sich holterdüpolder anziehen, um im letzten möglichen Augenblick davonzuflüchten, ist, als wenn man eine Geschichte erzählt bekommt. Man muß auf den Weg achten, denn der Sturm hat die nächstlicherweise geleerten Ascheneimer umgeschmissen und weitergerollt. In den Gärten rappelt und peitscht das kahle Strauchwerk gegen die dunklen Gitterstäbe. Vom Wasser unter der Brücke schimmern weiße Schaumstreifen auf schwarzer, zerrißener, klatschender Fläche.

Je näher man den Straßenbahnlinien kommt, um so mehr fällt sich der Weg mit Trupp zielbewußter Arbeitsmenschen. Vier kleine Mädchen in Eobentragen, denen die Zispfelfapuzen von den blonden Haaren gerutscht sind, ziehen untergestakt in festem Trab zur Schule und setzen der grauen Trostlosigkeit des Morgens den Trugschlag entgegen: „O Deutschland hoch in Ehren“, Gesellen hat uns die Entente versichert, wir seien zusammengebrochen. Unsere Kinder — ein nicht so großes Stüd trocken's Brot in der Tasche — singen in den dunklen nassen Wintermorgen: haltet aus im Sturmgebraus!

Und so fühlt wohl auch die Fahrerin, die mit hochgeschlagenem Kragen, blind und rot vor fegendem Regen, dem vorüberausenden Kollegen lachend zuzuft: „Tjunge, Tjunge, wat'n . . .!“ Das Wort gehört nicht der Salonprache an und ist hochdeutsch schlechterdings unmöglich.

Der helle Kasten der Straßenbahn ist voll von Weiblichkeit. Verkäuferinnen und Kontoristinnen in ihrer geschidten billigen Eleganz, die sich so oft vor Lust und Regen fürchten und im feuchten Dunst des überfüllten Wagens beim Zeitungsroman erst richtig wach werden.

In der inneren Stadt wacht man allmählich auf. In Bankhäusern und Geschäften sieht man fahl erleuchtete Beden durch die Oberfenster und hinter den blinden Scheiben unten die Schatten von Scheuerfrauen und hochgestellten Stühlen. Und hier und da liegen schon die Verkäuferinnen in den Schau- fenstern und bauen die Waren neu auf. Aber in den Straßen ist es noch dunkler als draußen, und die Zeitungsfrau, die für jede Straßenbahn erst aus dem Schutz des Wartehauses herausgeschossen kommt, um so schnell wie möglich sich wieder dahinter zu bergen, kann kaum sehen, ob sie das Fremdenblatt oder die Neue Hamburger verkauft. Es steht ja auch in allen jetzt so ziemlich daselbe.

Nun bliegen wir an den Hafen hinaus. Hinter dem Gezack der Kräne und phantastischen Eisengerüste der Werften, hinter dunklen, summen Schiffskörpern dämmert der Himmel heller mit saufenden schweren Wolken, unter denen schreiende Möwen in schrägen widerstrebenden Bahnen tanzen — schon pflügen die

kleinen Barkassen, hochaussprühenden Gischt vor dem Bug, die grauen schweren Wellen. Man sieht auf das Geschiebe der Kohlenkänter herunter wie auf dunkle Tierrücken in einer dichtgedrängten Hürde. Noch glänzen von gegenüber die Lichterreiben der Werften, aber das Tageslicht fängt schon an sie zu besiegen. Ueber St. Pauli fließt auf einmal — immer wieder durchzuckt es einen mit Ehrfurcht und Stolz — die ragende Gestalt Bismarcks mit dem breiten Schwert. Der Sturm wirft ihm ein halbes Duzend Möwen über den mächtigen Kopf. Ueber dem kleinen bunten Alltagsgetriebe der erwachenden Straßen, dem Gewirr der durcheinander gehobenen alten und neuen Häuser mit ihren Geschäftsfildern und Wirtshausreflexen wächst er hinauf wie ein Stüd Fez, eine Urgestalt aus einer anderen Welt, geisterhaft und doch zugleich fester und dauernder als alles, was uns bewegt und umgibt — uns Menschen von heute, die viel unter ihm hin zu ihren kleinen Tagewerken fahren, die aus seinem großen herausgewachsen sind.

Unterdessen haben sich die Infassen der Bahn sehr verändert. Was hier durch St. Pauli mit nach Altona fährt, spricht platt. Feldgrau studieren mit Anteilnahme die vielen vorbeisagenden Schilder der Reeperbahn: Edenariete, Köllisches Universum, „Heiratstontor Lindenbaum“, „Halt! Nicht küssen“. Im Vallollal, „Die blaue Maus“. Weiter hinauf ist eine Kriegslücke untergebracht. Je mehr man nach der Soldatenstadt Altona hinauskommt, um so feldgrauer wird die Bahn. Einer erzählt dem andern, daß sein Kriegsjunge heute ein Jahr wird. Was er ihm dann schenkt? Eine Spieldose. Er holt das kleine bunte Ding aus der Manteltasche, sie spielt „Deutschland, Deutschland über alles“. „Dreh doch mal los.“ Er sieht sich auf der vollen Plattform um — nein, es sehen ihm zuviel neugierige Leute zu.

Von meiner Arbeitsstube sieht man tief unter sich hinter dem Schwanken fehler Baumwipfel die graue Elbe und weit hinaus nach Hamburg zu ein paar große Mündungen des Stromes durch gelben Strand und grünes Land. Der Sturm peitscht die Wellen zu weißen Schaumtrönen. Die Wolken jagen tief auf Strom und Reich herabgedrückt, wie Pferde im Galopp mit dem Bauch dicht über die Erde fegen. Schornsteine, Kräne, Eisenwerke aller Art zeichnen sich in feinen fernen Schattentriszen gegen den Horizont.

Unterdessen ist es Zeit gemorden für die Sonne. Der Sturm zerzet die fahlblauen Wolken; durch den Spalt dringt es wie ein goldener Fiesel, der in weiter Bahn die graugelbe Fläche bestreicht und nun den breiten Strom, dann das schmalere Land der zweiten Mündung, dann noch einmal ganz hinten einen fadenhimalen Streifen blendend aufleiten läßt und dann in neue Wolkenmassen zurücktaucht.

Aber indem der goldene Zeiger den stolzen Strom entlangfuhr, war es wie ein Morgengrum zum Tagewert, als wollte er einem die Herrlichkeit der Heimaterde nachdrücklich zeigen, der Erde, die nur der richtig lieben kann, der mit ganzer Kraft für sie arbeitet.

Dr. Gertrud Bümer-Hamburg.